Selten fragen Bekannte: „Warum bist du gegangen?“ „Warum bist du nicht geblieben?“ Es wird als Wahrheit, als Normalität angenommen. Das Schlimmste jedoch ist das Schweigen derer, von denen man glaubte, sie stünden bedingungslos an deiner Seite, in Solidarität. Auch das Wort „Selbst-Exil“ schmerzt, wie ein Echo des Zynismus, um den Prozess derer zu beschreiben, die beschlossen haben, ein Land zu verlassen, das ihnen keine Überlebensgarantien mehr bot. Das und andere Überlegungen bringen mich dazu, darüber nachzudenken, was Exil ist. Hier sind einige Vermutungen. Von **Marco Pérez Navarrete**.

Über Exil nachzudenken und es zu verwirklichen bedeutet, die schwierige Entscheidung zu treffen, die Heimat zu verlassen, weil jemand oder etwas einen vertrieben hat, weil die psychologischen, physischen und sozialen Lebensbedingungen unerträglich geworden sind, weil es staatliche Unterdrückung oder Autoritarismus gibt, der sich in latenten oder sogar direkten Drohungen äußert. In den Ländern Mittelamerikas, in denen seit Jahrzehnten Gewalt und autoritäre Regierungen die Freiheit, Sicherheit und Würde der Menschen einschränken, entscheiden sich viele dafür, auf der Suche nach einem sicheren Ort zu fliehen. Das ist keine leichte Entscheidung, sondern eine schmerzhafte Trennung von der Familie, der kollektiven Erinnerung und der Identität, die sich inmitten von Widrigkeiten gebildet hat. Aus dieser Region zu stammen bedeutet, alle Wunden offen zu tragen, um Galeano zu paraphrasieren.

Die Sorge um das Leben selbst und die Unbefriedigung grundlegender Bedürfnisse in einem solchen Kontext sind oft der erste Auslöser für die Auswanderung, das Exil, die Zwangsvertreibung, die Migration. Der Zugang zu menschenwürdiger Arbeit, Gesundheit, Wohnraum und Nahrung wird zu einer ständigen Herausforderung in einem Land, in dem autoritäre Strukturen politische Kontrolle und Korruption über das soziale Wohlergehen stellen. Die gefährdete Bevölkerung, die das Gefühl hat, dass nicht einmal das Nötigste garantiert ist, sieht sich gezwungen, ihre Heimat zu verlassen in der Hoffnung, in einem anderen Land diese lebensnotwendigen Bedingungen vorzufinden. Das Exil ist also weder ein Luxus noch ein Abenteuer, sondern eine Überlebensstrategie.

Über die materiellen Bedürfnisse hinaus gibt es aber auch psychosoziale Bedürfnisse. In El Salvador beispielsweise führen die Gewalt der Banden, die nun durch staatliche Repression ersetzt wurde, die tägliche Angst, mittellos zu werden, und der tödliche Hunger der Armut zu einer emotionalen Erschöpfung, die das Vertrauen in die Existenz selbst untergräbt. Das Leben in einem Umfeld, in dem

Ungewissheit, erzwungenes Schweigen und ständige Bedrohungen an der Tagesordnung sind, hinterlässt unsichtbare Narben. Unter diesen Bedingungen zu migrieren bedeutet, eine psychologische Last mit sich zu tragen, eine Art inneres Exil, das auch dann noch besteht, wenn man physisch entkommen ist.

Die Ankunft in einem „besseren“ Land oder zumindest in einem Land mit soliden Institutionen, garantierten bürgerlichen Freiheiten und weniger Gewalt bedeutet nicht, dass der Exilant oder Vertriebene sofort Frieden findet. Im Gegenteil, er ist oft mit intensiver Einsamkeit konfrontiert: ohne Unterstützungsnetzwerke, ohne Freunde, ohne das Gemeinschaftsgefüge, das seinem Alltag Sinn gab. Auch wenn die Grundbedürfnisse gedeckt sind, wird das Fehlen von Zugehörigkeit und Bindungen zu einer neuen Form des Mangels, die subtiler, aber ebenso schmerzhaft ist. Diese Person wird zu einem stummen Zeugen, zu jemandem, der in einem Gebiet lebt, ohne es wirklich zu bewohnen.

Die Sinnlosigkeit ist eine der schwersten Lasten des Exils, der Verbannung. Wer aus einem autoritären und gewalttätigen Land geflohen ist, hat oft das Gefühl, dass sein Leben auf Pause steht, als hätte er das Drehbuch verloren, das ihn zu wahrscheinlich abstrakten, aber notwendigen Zielen geführt hat. In der Ferne einen neuen Sinn zu finden erfordert Zeit, Mühe und Widerstandsfähigkeit: sich beruflich neu zu erfinden, neue Freundschaften aufzubauen und vor allem, sich mit dem Gedanken zu versöhnen, das zurückgelassen zu haben, was einst das „Zuhause“ war. In diesem Prozess kämpft man nicht nur ums materielle Überleben, sondern auch darum, eine Identität wiederaufzubauen, die durch die erzwungene Ausreise zerbrochen ist.

Das Exil beginnt nicht an dem Tag, an dem man die Grenze überquert. Es beginnt viel früher, in dem Moment, in dem man begreift, dass das Land, das man liebt, diese Liebe niemals erwidern wird. Es ist eine Trauer mit all ihren Phasen, aber angesichts eines Konstrukts oder einer Vorstellung, die es wahrscheinlich nie gegeben hat. Schwer zu erklären. Diese Gewissheit der Trauer, still und bitter, nistet sich wie ein Samenkorn des Abschieds in der Brust ein. Seitdem hat jeder Sonnenaufgang den bitteren Geschmack des Unvermeidlichen.

Ein autoritäres Land der sogenannten Dritten Welt zu verlassen bedeutet nicht nur, der Unterdrückung, der Gewalt oder der Armut zu entkommen, sondern auch, einen Teil seines Selbst abzureißen, um das zu retten, was übrig bleibt. Es ist ein Riss, den man nicht sieht, der aber in jeder Sprache schmerzt, die man gewaltsam gelernt hat, in jedem fremden Blick, der keine Anerkennung zurückgibt. Man nimmt eine

Sprache mit, die mangels Resonanz verkümmert, wie eine Erinnerung, die schwerer wiegt als der Koffer, wie eine Identität, die sich zwischen Dokumenten auflöst, die gleichbedeutend sind mit Zuflucht und unterbrochenen Träumen.

Es gibt Nächte, in denen die Stille des neuen Landes unerträglich ist. Niemand schreit, niemand hat Angst, aber auch niemand erinnert sich an dich, weil du nicht existierst. Und diese fremde Ruhe wird zu einem Spiegel, in dem man die Abwesenheit sieht, schwebend zwischen der Vergangenheit, die nicht mehr ist, und der Zukunft, die sich nicht zu beginnen wagt.

Die psychologischen Probleme des Exils tauchen weder in Berichten noch in diplomatischen Reden auf. Es sind unsichtbare Risse: die heftige Schlaflosigkeit, die nicht geheilt werden kann, die greifbare Angst vor jeder Grenze, die imaginäre Schuld, geflohen zu sein, die irrationale Scham, überlebt zu haben. Viele Exilanten lernen, Normalität vorzutäuschen, zu lachen, zu schweigen, wenn von Aktivitäten in Freiheit gesprochen wird, als wären sie etwas Alltägliches. Aber tief in ihrem Inneren, in ihnen selbst, herrscht eine anhaltende Melancholie, eine Art Trauer ohne Leiche und ohne Grab.

Das Exil endet nie. Man trägt es in der Haut, in der Nostalgie nach dem Geruch von Kaffee, in der Musik, die wie ein Echo aus einem Phantomland erklingt. Und obwohl die Entfernung einige Wunden heilt, hinterlässt sie andere, tiefere: die der Entwurzelung, die des Vergessens, die des Lebens, das noch immer nach einem Ort sucht, an den es gehört, wohl wissend, dass es vielleicht schwierig sein wird, einen solchen zu finden.

Mit der Zeit lernt man, dass es keine Rückkehr gibt. Selbst wenn man eines Tages zurückkehrt, existiert das Land, das man verlassen hat, nicht mehr, und derjenige, der zurückkehrt, ist auch nicht mehr derjenige, der gegangen ist. Das ist die ontologische Tragödie des Exils: zwischen zwei Nicht-Existenzen zu leben, einer Vergangenheit, die sich aufgelöst hat, und einer Gegenwart, die sich nicht verwirklicht. Das Exil offenbart die Zerbrechlichkeit all dessen, was wir für stabil halten: die Erde, die Identität, das Zuhause. Es zeigt uns, dass keines dieser Dinge wirklich uns gehört; es sind unsichtbare Vereinbarungen, die durch Gewohnheit und Erinnerung aufrechterhalten werden. Wenn die Macht diese Vereinbarungen zerstört, bleibt eine Leere zurück, eine Unwirtlichkeit des Seins. Und doch entsteht in dieser Nacktheit, in dieser absoluten Entbehrung eine neue Form der Freiheit: die Freiheit dessen, der nichts mehr zu verlieren hat, die Freiheit dessen, der versteht, dass der Sinn des Lebens nicht in der Erde liegt, sondern in

der Würde, die er nicht aufzugeben bereit ist, in den Prinzipien und Überzeugungen, die einst sein Leitbild waren.

Abschließende Überlegungen, jenseits zeitlicher Grenzen

I. **Das Echo vergangener Exile**
In den 1970er-Jahren, als symbolischer Zeitabschnitt, flohen Tausende von Menschen vor den Diktaturen Südamerikas, vor dem eisernen Europa und vor den verratenen Revolutionen verschiedener Regionen. Sie überquerten Meere und Gebirgsketten in der Hoffnung, ihr Leben zu retten, aber auch mit der unerträglichen Last, diejenigen zurückzulassen, die nicht fliehen konnten. Ihre Geschichten ähneln den heutigen: die Nacht der Angst, das Misstrauen der Nachbarn, die Sprache der Propaganda, die institutionelle Lüge, die zur Wahrheit wurde, die unerträgliche Leichtigkeit des Nichtseins.

Diese Menschen lernten, dass das Exil nicht nur ein politischer Zufall war, sondern eine menschliche Bedingung. Einige konnten nie zurückkehren, andere kehrten in ein unerkennbares Land zurück, in dem ihre Erinnerung unbequem war. Und doch waren sie es, die die Flamme der Wahrheit bewahrten, die die Namen der Verschwundenen aufschrieben, die ihre Würde bewahrten, als ihr eigenes Land sie verloren hatte.

Das Exil wurde in seinem Schmerz zu einer Form des Widerstands. Ein Widerstand aus Worten, aus Erinnerung, aus moralischer Hartnäckigkeit. Die Diktatoren glaubten, dass sie durch die Vertreibung von Menschen auch Ideen auslöschen könnten; aber die Ideen überschritten Grenzen, wurden zu Liedern, zu Häusern, zu Gedichten, zu Universen, zu Zufluchtsorten. Die engagierte und solidarische Diaspora wurde zum Gewissen.

II. **Die Gegenwart der Entwurzelung**

Ein halbes Jahrhundert später wiederholt sich die Geschichte mit anderen Namen und Akzenten. Menschen aus Mittelamerika tragen identische Koffer: gefüllt mit wichtigen Papieren, die außerhalb ihres Landes nutzlos sind, Fotos aus vergangenen Leben, Versprechen, die damals und heute nicht eingehalten wurden. Diktaturen tragen nicht mehr immer Uniformen; heute bedienen sie sich manipulierter Wahlen, Medienapparate und der Vortäuschung demokratischer Ordnung innerhalb ihrer eigenen Zerstörung. Sie leben wie Parasiten und vertreiben diejenigen, die eigentlich Nährstoffe für

einen völlig erschöpften Körper sein sollten. Das Ergebnis ist das gleiche. Erstickte Gesellschaften, vertriebene Jugendliche, verstummte Intellektuelle, die Wahrheit als Verbrechen, Korruption auf höchstem Niveau, unsichtbare Verbrechen an der Tagesordnung.

Das moderne Exil hat nicht die heroische Dramatik der Vergangenheit, aber sein Schmerz ist ebenso tief. Es ist die stille Traurigkeit derer, die in einer anderen Sprache überleben, die versuchen, nach einem anderen Kalender zu feiern, aber nur Erinnerungen betrachten, die zurückblicken und wissen, dass dort nichts mehr übrig ist, ohne zu wissen, dass diese Melancholie etwas Heiliges enthält: das Zeugnis. Wer heute ins Exil geht, erbt von der Vergangenheit die Aufgabe, sich zu erinnern, die Erinnerung wachzuhalten, wenn das Herkunftsland mit seinen überlebenden oder mitschuldigen Massen das Vergessen bevorzugt.

III. Das Warten auf Gerechtigkeit

Das Exil ist nicht nur eine Trauerzeit: Es ist ein Warten. Ein langes, hartnäckiges Warten, voller Glauben und Wut, voller Resignation und Hoffnung. Denn die Verbrecher der Macht, die die Institutionen ausgehöhlt, die verfolgt und gelogen haben, die zur Flucht gezwungen haben, müssen noch zur Rechenschaft gezogen werden. Die Geschichte lehrt uns, dass die Zeit geduldig sein kann, aber nicht blind. Gerechtigkeit kommt nicht immer zu Lebzeiten, aber sie kommt, denn sie ist ewig. Und wenn sie kommt, sind die Geschichten des Exils keine Gespenster mehr, sondern werden wieder zu einem Gewebe, auch wenn sie weit weg sind, auch wenn ihre Präsenz nicht mehr zurückkehrt. Denn die wahre Heimat ist nicht das Territorium, sondern die gemeinsame Erinnerung, das Bewusstsein, das sich weigert, Straflosigkeit als Schicksal zu akzeptieren.

IV. Das Exil als Spiegel

Wer im Exil lebt, ist nicht nur Opfer, sondern auch Spiegel. Seine Existenz erinnert daran, was geschieht, wenn die Politik aufhört, der Menschenwürde zu dienen. Seine Abwesenheit prangert das Land an, das ihn hervorgebracht hat. Jede erzwungene Ausreise, jede Verbannung ist eine moralische Frage, die die Gesellschaft beantworten muss: Was für eine Nation vertreibt ihre eigenen Träume, ihre Gegenwart und ihre Zukunft?

> Das Exil zwingt uns, den Sinn der Zugehörigkeit zu überdenken. Es lehrt uns, dass die eigene Heimat in ihrer reinsten Form nicht die Flagge oder die Geografie ist, sondern die Würde des Zusammenlebens, und dass es, wenn diese Würde verraten wird, unsere Pflicht ist, die Idee eines Landes am Leben zu erhalten, das noch sein könnte, das versucht hat, Schritte zu unternehmen, und auf die Knie gefallen ist, aber das wegen seiner innigen Träume von Freiheit und Gerechtigkeit weiterhin wert ist, dafür zu kämpfen.

Epilog

Das Exil endet nie. Es verwandelt sich, wird vererbt, wird zur Narbe. Aber in seiner Traurigkeit liegt auch ein Versprechen: Solange es Menschen gibt, die sich erinnern, die schreiben, die Namen nennen, wird keine Diktatur ihren endgültigen Sieg erringen. Denn die Erinnerung, dieses so innere eigene Land, kann nicht ins Exil geschickt werden. Denn die Erinnerung ist in Zeiten der Unterdrückung das Leben selbst.

Übersetzung: amerika21

Titeilbild: Prazis Images / Shutterstock

Mehr zum Thema:

El Salvador: Ohne kriminelle Banden, aber auch ohne Demokratie

El Salvador – Ein Land mit großen Visionen

El Salvador – Ein Land mit großen Visionen und sehr einseitiger Berichterstattung in deutschen Medien

Die Geschichte des US-Empire in Zahlen: 392 Militärinterventionen in allen Weltregionen